

Freunden 300 *M* auszugeben, die schönen Weine zu 30, 40 *M*, die Zigarren zu 5 *M* das Stück, den Kognak zum Taler das Glas muß man doch auch einmal genießen. Und diese Schlemmer halten es für eine Verschwendung, in ihren Jahresetat eine Summe von 300 *M* für Bücher einzusetzen! Das scheint Übertreibung, aber es ist wirklich so; das kann jeder Bücherfreund, der sich nicht einer unangebrachten Rücksichtnahme befleißigt, sondern ihnen dreist auf den Zahn fühlt, erfahren. Die Gründe für diese Sparsamkeit sind sehr einfach: »Das Geschäft«, heißt es, »nimmt mich fast den ganzen Tag in Anspruch« — (das Vergnügen läßt er gewöhnlich aus) — »die Zeitung füllt die Mittagspause und den Abend fast aus, dazu halte ich noch den Westermann« — (die Preussischen Jahrbücher werden ihm dann als unerläßliche höhere Ergänzung aufgeredet) — »und damit sind meine Lesebedürfnisse vollständig befriedigt. Ich kann nicht viel lesen, und warum soll ich hier Bücher aufstellen, die ich nicht ansehe?« Dabei bricht dann der gelehrte Bücherfreund in ein schallendes Gelächter aus, indem er ihm zu seinem höchsten Erstaunen erzählt, daß in seiner kleinen Bibliothek von ein paar tausend Bänden, die der soviel Ärmere sich allmählich angeeignet hat, Hunderte von Büchern stehen, die er nicht gelesen, die er gekauft hat, weil sie wertvoll sind und ihm u n t e r U m s t ä n d e n einmal sehr nützlich sein könnten — und häufig genug sind diese Umstände auch wirklich eingetreten. Er muß diese Leute ganz rücksichtslos bei ihrer Börsenehre fassen und — eine Schande — ihnen die Engländer als leuchtendes Beispiel aufpflanzen.

Das sind sie in diesem Punkte in der Tat. Es gibt in der Welt kein Volk, dessen Männerwelt so wenig liest, allen geistigen und künstlerischen Interessen so durchaus nichtachtend gegenübersteht wie das englische. Es gibt ja überhaupt keine gebildete Gesellschaft in England, früher gab es eine: die gut erzogenen Frauen, die nach dem Vorbild ihrer geistig bedeutenden Königin Viktoria massenhaft Romane und Dichtungen und schönwissenschaftliche, ja auch manche historische Werke lasen. Nachdem jene aber ihrem Sohne, dem materialistischen Banausen Eduard in den Siebzigern als führendem Mann der Gesellschaft das Feld freigelassen hatte, sind auch die Frauen allmählich auf die niedere Fläche eines platten Sport- und sinnlichen Genußlebens hinabgezogen worden. Die geistigen Interessen der Gesellschaft sind überhaupt im Aussterben drüben. Dennoch aber halten es diejenigen, die sich zur »gebildeten« Gesellschaft rechnen — woran ja niemand gehindert werden kann — für eine unerläßliche Forderung der von ihnen aufrecht erhaltenen Prätension, eine anständige Bibliothek zu besitzen, schon um es dem Geburtsadel gleichzutun, mit dem die unter Eduard geadelten Bierbrauer, Zeitungsgründer, Börsenspekulanten, Industriellen sowie alle bürgerlichen Leute von unbesehen erworbenem großem Reichtum jetzt eine Klasse bilden. In den luxuriös eingerichteten Landhäusern dieser Emporkömmlinge wie in den Adelschlössern finden die immer wechselnden Besuchsgesellschaften des Winters eine Bibliothek, die der Kaufmann well-stored nennen würde. Dem Besitzer dafür ein Verdienst anzurechnen, würde ganz unberechtigt sein: wie er überhaupt keine Bücher liest, liest er erst recht keine Buchkritiken; die Auswahl hat sein Londoner Sortimentier getroffen; wie für Essen und Trinken, Hauseinrichtung und Dienerschaft, so spielt auch für Bücher das Geld keine Rolle. Die Frage eines Gastes: »Haben Sie dieses oder jenes Buch in Ihrer Bibliothek?« würde den Besitzer in Verlegenheit setzen. Aber sie wird selten gestellt werden; man besucht heute die Bibliothek ja nicht, um zu lesen, sondern um ungestört zu sein, meist beim Flirten.

Auch von dem deutschen reichen Kaufmann verlangt niemand, daß er die Bücher, die er kauft, auch lese. Aber er sollte es, wie der Engländer, als eine noble Verpflichtung seines Reichtums erkennen, sein Heim neben der würdigen Pracht der sonstigen Einrichtung mit der höchsten, unbergänglichen Zierde einer wertvollen Bibliothek auszustatten.

Daß es auf diesem Gebiete in Deutschland in den letzten beiden Jahrzehnten besser geworden ist, sieht man an der Fülle innerlich gehaltreicher, äußerlich prachtvoller und daher sehr kostspieliger Buchschöpfungen, die, da sie eben geschaffen wurden, doch auch gekauft werden mußten. Aber das Vorurteil gegen diese

eine Art des allein gediegenen Lurus, eben des Bücherlurus, ist in Deutschland immer noch groß, und jeder Bücherfreund müßte sich persönlich verpflichtet fühlen, mündlich, soweit sein Wirkungskreis reicht, und in Zeitschriften dagegen anzukämpfen. Ich habe das früher selbst bei meinen Schülern getan, indem ich sie einfach nach dem Bestande und Umfang ihrer Bibliothek fragte, und wenn ich keine rechte Antwort darauf erhielt, mein höchstes Befremden darüber ausgesprochen, daß ein Obersekundaner oder Primaner noch nicht an die Anlage einer Bibliothek gedacht hätte, da doch Bücherliebe ihnen allen längst anerkundet wäre. Ich habe billige Ausstattungen der Klassiker gutgeheißen als Schulkleider; zu Hause aber müßten die Werke der großen Dichter in einem ihrem Wert entsprechenden würdigen Gewande stehen; es wäre eine Schande für einen Angehörigen der besseren Gesellschaft, in zerrissenem Rod über die Straße zu gehen, eine viel größere aber, ein edles Geisteswerk in schlechtem Papier und Druck und ruppigem Einbände zu besitzen. Wir wissen ja, daß vermögende Eltern ihren Söhnen zwar gern zu ihrem Geburtstag einen deutschen Klassiker schenken, aber die höchste Genugtuung empfinden, wenn sie ihn in einer möglichst billigen Ausgabe ergattern können, sie müssen daher mittelbar, durch ihre Söhne, an ihrer Ehre geknüpft werden.

Kommen wir zum Schluß. Die deutsche Wissenschaft, sofern sie sichtbar und für alle erreichbar und nutzbringend ist, ist die Summe der Hunderttausende von wissenschaftlichen Büchern, die gedruckt vorliegen. Diese Wissenschaft hätte in ihrer überragenden Größe nicht entstehen können ohne den Idealismus der deutschen Gelehrten, denen Opfer an Zeit und persönlicher Kraft wenig oder nichts gewesen sind gegenüber der Sache, der sie dienen wollten. Sie hätten aber auch nicht entstehen können — das wollen wir Gelehrte nicht vergessen — ohne einen entsprechenden Idealismus der Verleger, die bei der Herausgabe vieler Tausende von Büchern sicher gewußt haben, daß ein Gewinn nicht zu erwarten sei. Der materiellste Gedanke des Verlegers mag hierbei gewesen sein: das Buch gehört einem Gebiete an, das ich kultivieren will; es kann manche andere, viel aussichtsvollere Angebote nach sich ziehen. Immerhin hat er einen unmittelbaren sicheren Verlust in den Kauf genommen um eines unsicheren späteren Gewinnes wegen. Vielfach aber ist der bewegende Gedanke des Verlegers gewesen: ich kann das Buch nicht zurückweisen um des Mannes willen, der es geschrieben, und den ich als Mitarbeiter nicht verlieren möchte — oder: das Buch muß erscheinen wegen der Sache, die es vertritt, und die ich hochhalte (das ist also genau der Standpunkt, von dem aus der deutsche Gelehrte schafft) — oder schließlich: das Werk muß zum Leben erweckt werden trotz der materiellen Bedenken, die ich habe, weil es ein Stolz deutscher Wissenschaft sein wird, und was ich zur Ehre der deutschen Wissenschaft tue, das tue ich zu meiner Ehre. Denn der Mensch lebt nicht vom Gelde allein, sondern — wenigstens in Deutschland — auch von dem Ansehen unter seinen Mitmenschen; und die große Geistesstat, wie es ein epochemachendes Werk der Wissenschaft ist, hat ihren Urhebern bei uns noch immer hohes Ansehen eingetragen, selbst in dem Vierteljahrhundert gedankenloster Zehsucht, das diesem Kriege vorausgegangen ist. So soll es mit Gott bleiben: und wenn der furchtbare Druck dieses von sinnlosen Verbrechern angestifteten Weltgemekels, der auf der Verlagstätigkeit schwerer liegt als auf den meisten andern Gewerben, erst von ihr genommen sein wird, dann wird der deutsche Buchhandel sich wieder zu seiner alten Höhe erheben und weiter schaffen im Interesse der höchsten Kulturleistung, die es auf Erden gibt, zur Ehre der deutschen Wissenschaft.

Zur Schriftfrage.

Auf meine unter A. N. in Nr. 54 d. Vbl. ausgesprochene Ansicht, daß die Lateinschrift deshalb vor unserer Deutschschrift bevorzugt zu werden verdient, weil nur sie unter den gegebenen Umständen die Möglichkeit bietet, mit einer Schriftart auszukommen, erwidert Herr Peter Hobbing in Nr. 69 in nicht sehr freundlichem Ton. Er schiebt alle Vernunftgründe beiseite und